

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

I. Der Schritt vom Nein zum Ja

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

ihn mit Bewunderung und Bestürzung. Er machte Nietzsche aus seinem Erstaunen keinen Hehl, ihn, gegen den Basler Nietzsche gehalten, so sehr zum „mystischen Separatisten“ herausgebildet zu sehen; Nietzsche äußerte seine Freude über diese Bezeichnung; denn alle gute Kultur sei von mystischen Einsiedlern ausgegangen.

I. Der Schritt vom Nein zum Ja

Peter Gast und
Venedig



ür die ersten achtziger Jahre enthalten Gasts Briefe an Overbeck viel Tatsächliches, das die Zeit bis zur Entstehung des „Zarathustra“ oft durch die eine oder andere intime, von Gast feinfühlig erläuterte Einzelheit beleuchtet. Es geschah dies aus Anlaß wiederholten, längeren Zusammenlebens vornehmlich in Venedig. Den Winter 1879/80 verbrachte Nietzsche in Raumburg; er durchlebte damals, eigener Schätzung zufolge, das äußerste Depressionsmaximum seiner Vitalität. Unterdessen waren die Freunde in ihrer Sorge, ihm einen zuträglicheren Aufenthaltsort namentlich für den Winter ausfindig zu machen, nicht müßig gewesen; so ziemlich während des ganzen Jahres 1879 erörterten sie eine Übersiedelung nach Venedig, über dessen Klima Peter Gast im Hinblick auf Nietzsches Natur förmlich Gutachten ausfertigte. Er siedelte selbst nach Venedig über, das er schon kannte, und probierte es erst recht nach allen Seiten aus. Der venezianische Sommer sei milder und bei weitem angenehmer als zum Beispiel der Basler; den ganzen Sommer über habe er in Venedig jede helle Nacht unter freiem Himmel geschlafen, was er in keiner andern Stadt hätte wagen dürfen. Er liebe Venedig, nicht nur weil es so eindringlich auf die Stimmung wirke; es sei auch ohne Staub und Wagengerassel. Die Aussage Burckhardts, der Lido sei öde und schattenlos, könne sich nur auf den einen meistens von den Fremden einzig besuchten Teil beziehen, am Strand des Meeres und westlich gegen die Murazzi hin, dort seien allerdings keine Bäume; die schönste, waldige und idyllische Partie des Lido sei im Osten das Fort Sanct Niccolo mit seiner Umgebung; dorthin verirre sich selten ein Fremder. Gegen einen Winter in Norditalien und auch in Venedig spreche der fortwährende Regen und daß sich die Kälte sehr fühlbar mache; doch ließen sich für ausreichende Zimmerheizung wohl Vorkehrungen treffen. Mit seiner Zeit zu geizen sehe er, Gast, sich allerdings genötigt, aber

zwei bis drei Stunden, die doch immerhin Erholung wären, werde er gern und leicht erübrigen: „Ach, ich sehe, ich spreche zu kühl. Es gibt hier gar nichts zu bedenken und zu überlegen: Nietzsche geht mir bei weitem vor, und wenn mein Leben irgendwie einen schönen Sinn bekommen kann, so ist's durch das tätige Interesse an Nietzsches Wohl — wenn ich denn wirklich eines guten Einflusses darauf mich erfreuen dürfte.“

Am 23. Februar 1880 holte er Nietzsche in Riva am Gardasee ab. Dieser hatte am Tage vor Gasts Ankunft noch einen seiner heftigen Schmerzanfalle überstanden; dann hielt der gute Zustand ungefähr eine Woche an. Sie blieben bei zumeist ausgezeichnetem südlichen Frühlingswetter etwas über vierzehn Tage. Das ganze Trento lag voll österreichischer Soldaten; in der Villa Tempe, wo Nietzsche und Gast wohnten, waren hohe österreichische Militärs, darunter einige sehr musikalisch. Der eine führte sogar die sämtlichen Auszüge der Nibelungen mit sich. In der zweiten Woche sagte Nietzsche zu Gast, wenn er etwas spielen wolle, solle er nur spielen; er wohnte schrägüber dem Zimmer, wo der Flügel stand. Gast spielte also an jenem Abend unter feierlicher Assistenz namentlich eines Grafen Pappenheim die ganze große Szene mit den Rheintöchtern im dritten Akt der Götterdämmerung auf einen Strich. Damit hatte er zuviel des Schlimmen getan; Nietzsche, der dieser Szene sogar persönlich nahe stand, litt darunter; als Gast auf sein Zimmer kam, war er ganz matt und beschwor ihn hoch und heilig, er solle ihn nie wieder Wagner hören lassen; er könne Musik überhaupt kaum mehr vertragen, geschweige diese.

Am 13. März Abreise nach Venedig mit einigen Stunden Aufenthalt in Verona, wo Nietzsche von den Zypressen des Giardino Giusti einen berauschenden Eindruck empfing. Nietzsches franke Augen ließen ihn nicht zum künstlerischen Genuß Venedigs kommen; dagegen war er angenehm überrascht von zwei Dingen, auf die ein anderer Fremder nicht gleich achtet: von dem gleichmäßigen Trachyteinplattenflaster durch die ganze Stadt und von der Schattigkeit der engen Sträßchen, die er unermüdlich durchwanderte. Wieder konnten sie es nicht lassen, Musik zu machen, und wieder mußte Nietzsche es büßen. Gast spielte auf seinem Zimmer zwei Stunden lang nichts als Chopin, und Nietzsche setzte sich selber ans Klavier, um mehrmals hintereinander ein eigenes Stück aus seinem fünfzehnten Jahre vorzutragen. Es bekam

Nietzsche und
Peter Gast
in Riva

Chopinstudium
in Venedig

ihm so übel, daß ihn allein der Briefträger schon zu stark aufregte und er sich alle Briefe an Gasts Adresse erbat, um sie in dessen Gegenwart zu lesen oder von ihm lesen zu lassen. Er hatte seine Wohnung in einem alten Barockpalaste Palazzo Berlendis aufgeschlagen. Sobald er sich wohler fühlte, mußte trotz allem wieder musiziert werden und zwar spielte Gast damals ausschließlich Chopin, um dessen Einübung und Verständnis er sich mit hohem Eifer bemühte. Mit dem prächtigen venezianischen Maiwetter, bei dem der eigentliche Goldton Venedigs auf die Gesichter der Menschen, der Häuser und aller Dinge kommt, befand sich Nietzsche bei gutem Humor; er begab sich einmal sogar früh morgens zu Gast, um ihn zu wecken und sich alsbald von ihm Chopin vorspielen zu lassen⁴⁰.

In jenen Wochen führte Gast, ohne daß Nietzsche etwas davon wußte, Buch über die Unterhaltungen, damit Nietzsche, der so manches Wertvolle im Gespräch vorbringe und es wieder zu vergessen scheine, es, wenn sie voneinander Abschied genommen hätten, lesen und sich dadurch zu weiterer Ausspinnung anregen lassen könne; er glaubte Nietzsche damit vielleicht einen Dienst zu erweisen, das Buch konnte ja dann verbrannt werden, wenn Nietzsche seinem, von Gast nur aufgezeichneten Eigentum eine besondere Form gegeben hatte⁴¹. In der gemeinsamen Lektüre stand obenan Stendhal. Gast las in einem seiner Briefe die Stelle: „les voyages ont enseigné la véritable philosophie (celle de tourner tout au gai) aux animaux les plus débiles de cette terre —“, er erzählte das gleich Nietzsche, und seitdem spielte dieses „tourner tout au gai“ keine geringe Rolle; von da an figurierte die deutsche Philosophie als „celle de tourner tout au nébuleux!“ Um jene Zeit berichtete Overbeck über das bevorstehende Erscheinen „Antisemitischer Blätter“ im Schmeißnerschen Verlage. Die Beteiligung ihres Verlegers an dieser Agitation war allen dreien gleich unsympathisch. Doch lehnte es Nietzsche ab, sich jetzt auf das Thema über die Juden einzulassen, es gehe ihm da wie mit Bayreuth und dem Christentum — seine geistige Gesundheit verlange strenge Diät; er müsse seinen Kopf diesen Dingen fremd werden lassen, damit er eine gewisse Distanz für sie gewinne. Gast, der offenbar über die Beachtung Nietzsches durch die Presse schon früh möglichst genau Buch führte, hatte Overbeck bereits am 14. November 1878 von Florenz aus Mitteilung von einer Notiz gemacht „aus der Neuen Freien Presse“

Stendhal über
„fröhliche“
Philosophie

(20. Okt. M.) 20. Heft, 2. Jahrgang von Edlingers Literaturblatt, Verlag J. Klinkhardt, Wien, „Professor Friedrich Nietzsche und Friedrich Strauß. Eine kritische Studie von E. Kuh. III.“ — Offenbar ein Stück aus dem Nachlaß, da dieser Wiener Literaturhistoriker und Hebbelbiograph Ende 1876 gestorben ist; an ihn hatte übrigens Gottfried Keller jenes seitdem bekannt gewordene abschätzige Urteil über die erste Unzeitgemäße Betrachtung gerichtet und dadurch vielleicht jene Studie veranlaßt. In Venedig nun beschäftigten sich Nietzsche und Gast damals mit dem Buche des Wiener August Siebenlist „Schopenhauers Philosophie der Tragödie“. Es war eben erschienen und enthielt auf Seite 5 „eine recht vernünftige Kritik über Nietzsches bisherige Schriften: das ist das beste, was ich bis jetzt über Nietzsche gelesen habe; ich bewundere es selber, weil mir die Formel, welche Siebenlist für das ganze Phänomen gefunden hat, nicht eingefallen wäre. Nietzsche hat ihm heute geschrieben, er hätte sich auch ein wenig um die Franzosen, die über dieses Thema von der Tragödie auch gewiß manches nicht ungesagt gelassen haben, kümmern sollen, hätte auch ein bißchen diffiziler mit der Auswahl von Zitaten und zu erwähnender Bücher sein sollen.“ Von jeher nun hatten die Freunde allerdings Grund, mit besonderer Spannung die Einwirkung der Nietzsche'schen Schriften auf die gebildeten Kreise in Wien zu beobachten; bestand doch dort bereits im Jahre 1877 ein Nietzsche-Verein unter anderen mit Siegfried Eipiner zum Mitgliede, von dessen „entfesseltem Prometheus“ Nietzsche ganz übernommen war (Briefe II, S. 538). Doch entpuppte sich Eipiner dann durch einige briefliche Anmerkungen, die er dem zweiten Bande von „Menschliches, Allzumenschliches“ widmete, als eingefleischten Parteigänger Bayreuths. „Mit diesen Leuten ist nicht zu reden. Im Grunde wollen sie nämlich das Theaterpublikum zu Faunen und Bacchantinnen machen; also den Urzustand auf der Bühne nicht nur dort (als erfrischendes Gegenstück zu der Kultur im Amphitheater) lassen, sondern auch ins Amphitheater pflanzen — eine lustige Art des Obskurantismus. Wir wollen uns hüten, die Meinungen so junger Menschen zu Nietzsches Ohren zu bringen.“ Später, als Overbeck an Gast private Mitteilungen über die den Parsival vordringende Christlichkeit von Bayreuth gelangen ließ, schreibt Gast (1. November 1880): „Den Bayreuthern scheint doch ein verständiger Blick etwa nur auf die mögliche Gestaltung des nächsten Jahrhunderts zu fehlen, und

Siebenlist und
Eipiner

sogar der in die Zeit, da Wagner seine beabsichtigten 94 Lebensjahre durchlaufen haben wird. Die Phantasien der Leute wachsen alle aus dem Glauben, daß nun nach Wagner nichts mehr kommt, daß man dann nur noch von ihm zehren wird."

Nietzsche und Gast
in Recoaro

Im Juni 1880 trennte sich Nietzsche von Venedig und Peter Gast. Er gebrauchte die Kur in Marienbad und wohnte dort ahnungslos bei einem während seiner Anwesenheit polizeilich aufgehobenen Falschmünzer. Nachher lebte er bis Oktober in Naumburg. Dann reiste er über den Lago maggiore nach Genua. Dort entstand die „Morgenröte“. Nachdem er vom November 1880 bis zum April 1881 in der genuesischen Einsamkeit zugebracht hatte, traf er mit Gast in dem italienischen Alpenkurort Recoaro nahe der Tiroler Grenze zusammen. Nietzsche suchte damals nach einem geeigneten Sommeraufenthalt in den Bergen, da er Sils Maria noch nicht für sich entdeckt hatte. Recoaro erwies sich nicht als geeignet; es gab dort zu wenig Schatten: „Die Italiener pflanzen nun einmal keine Bäume, sie können nur Bäume fällen. Im ganzen hat aber die Linie der Alpen einen so grotesken Umriß und ist die Gegend so interessant, reich und grandios, daß sich Nietzsche keines ähnlichen Eindruckes aus der Schweiz erinnern kann. Gewisse Alpenpartien stürzen fast senkrecht nach dem Süden ab, und nach oben gegen den Himmel machen die Felsen Zickzack; da oben, wo noch viel Schnee liegt, läuft die Tiroler Grenze hin, etwa vier Stunden von hier. Wir sind die einzigen Fremden am Ort, und dies ist das Allerschönste: die Italiener gehen erst in Sommerfrischen, wenn es auch in diesen vor Hitze kaum mehr auszuhalten ist, ebenso wie sie nicht eher im Meere baden, als bis das Wasser 22—23 Grad hat. Im Juli und August sollen hier zugleich oft 6—7000 Gäste sein, — das ist nun nichts für uns, und auch ohnedies sind unsere Tage in Recoaro wahrscheinlich schon gezählt. Aber wohin?“ Nachdem Gast an Nietzsche ein paar gesundheitlich „ganz gräßliche Tage“ erlebt hatte und er sich sagen mußte, mit zu häufigem Zusammensein, zuviel Musik und zu langen Gesprächen unvermeidlich Nietzsches Befinden nicht günstig beeinflusst zu haben, kehrte er nach Venedig zurück. Die gemeinsame Lektüre in Recoaro befaßte sich mit Gil Blas von Le Sage, worüber ein Band Keller zurückgelegt werden mußte. Nietzsche riet damals Gast, sich einmal an Gottfried Keller wegen eines Textes zu wenden, vielleicht habe er gar ein Libretto in seinem Pulte liegen und finde nur den Musiker nicht dazu.

Außerdem machte Nietzsche Peter Gast um seines Musikerberufes willen damals mit den beiden Büchern von Stendhal bekannt: „Haydn, Mozart et Metastasio“ und „Vie de Rossini“: „Kein Buch versteht mich so“, schreibt Gast, „in die Komische-Opern-Stimmung wie das über Rossini — noch mehr als das Leben in den italienischen Cafés! Diese zwei Bücher sind sehr wichtig für die Musikgeschichte, noch mehr aber für die Ästhetik der Musik.“ Gast erhielt in Recoaro Einsicht von Nietzsches druckfertigem Manuskript der „Morgenröte“: „Nietzsches neues Buch ist etwas ganz Großes, ein weltbewegendes Buch, — aber die Welt dazu fehlt noch. Wie wenig große und freimütige Charaktere mag es geben, die in diesem Buche eine Wohltat (und nicht eine Gefahr) sehen!“ Im Juli erschien das Werk.

Das Erscheinen
der „Morgenröte“

Die „Morgenröte“ trägt bei näherem Zusehen alle Anzeichen eines innern Übergangs in der Seele des Verfassers an sich. Nietzsche steht im Begriff sich abermals zu häuten; der Kritiker wird abgelöst vom Dichter. Zwar hat er selbst es später als das Werk eines „Unterirdischen, Bohrenden, Grabenden, Untergrabenden“ angesehen wissen wollen, und in der Tat ist ja nach der Seite der Moralkritik die Arbeit von „Menschliches, Allzumenschliches“ hier noch einmal, wenn nicht gar entschiedener und einschneidender getan. Aber bereits der Titel läßt es nicht beim Nachhall, sondern macht ein Vorspiel daraus. Es sollte erst die alte Überschrift tragen: „Die Pflugschar“. Durch das Titelmotto aus dem Rigveda, das Peter Gast seiner Abschrift vorgelegt hatte, erschien Nietzsche selbst sein Werk in ein aufgehendes Licht gerückt, als eine jener Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben. (Taschenausgabe V, S. 401/02.)

Nach dem Inhalte nach ist es ein Werk aus einem Guß und somit in seiner Art ein rundes Kunstwerk im Gegensatz zu „Menschliches, Allzumenschliches“; dieses betrachtet Carl Spitteler (Sonntagsblatt des „Bund“ 1888, S. 5) „nur als eine Sammlung von Abfällen, wo Perlen und Stroh wahllos miteinander vereinigt sind“, — um alsbald fortzufahren: „Die Ideenfülle der ‚Morgenröte‘ spottet jeder Beschreibung. Während wir früher das Bemerkenswerteste anstrichen, mußten wir uns vor der ‚Morgenröte‘ dieses Systems nach wenigen Seiten schon abgewöhnen. Eine ungeheure Geisteskraft bewegt sich hier. Das Gesamtwerk hat ein Zentrum und ein gemeinsames Ziel, und darin unterscheidet es sich von seinem unbedeutenden Vorgänger, dem ‚Mensch-“

lichen, Allzumenschlichen“. Charakteristisch ist für die Morgenröte das Fragezeichen oder das Ausrufungszeichen oder der Gedankenstrich am Schlusse vieler dieser pythischen Sprüche. Weisheit in Zweifel aufzulösen, den Leser zu entlassen, wenn er eben zu fragen anfängt, das ist hier System.

Unterdessen hatte Nietzsche den großen Fund getan, der ihm für den Sommer immer zum wohlthätigen Asyl wurde: Sils-Maria. Als er ihn das erste Mal genoß, vom 1. Juli bis in den November 1881, nahm er den großen Anlauf und Aufschwung bis auf den Gipfel seiner gedanklichen Wagnisse: es entstand der Gedanke von der ewigen Wiederkunft und der Plan zum Zarathustra. Noch verfaßte er aber im zweiten Genueser Winter die „fröhliche Wissenschaft“. Gegen die Freunde erwähnte er nur im allgemeinen die elementare Macht der ihn beherrschenden Gedanken. In jenem ungewöhnlich schön und leuchtend durchlebten Monat Januar, aus dem der Sanctus Januarius hervorging, schickte er Gast Carmen zu. Er hatte am 27. November 1881 die Oper in Genua gehört und war erschüttert davon. Er besorgte sich den Klavierauszug, studierte ihn zweifellos und gab ihn dann an Gast weiter. Dieser schreibt an Overbeck am 8. Januar 1882: „Nietzsche hat mich vor drei Tagen mit einer französischen Oper von dem so früh verstorbenen Bizet bekannt gemacht: mit ‚Carmen‘ (nach einer Novelle Mérimées). Ich bin wirklich erstaunt über die Künstlerschaft in diesem Werk. Alles ist darin, was der ganz spanische Stoff erfordert. Feuer und Glut, Interessantheit, Schwung, große Anlage aller Stücke, bewundernswürdige Idealisierung ganz gewöhnlicher Dinge, Süßigkeit und Kraft, Spielendes und Erschütterndes!“ Overbeck antwortete Gast, auch er kenne Carmen, aber auch nur aus dem Klavierauszug. Overbeck schenkte Gast darauf den Auszug von Bizets Musik zu Daudets Arlesienne. Gast trug sich damals mit dem Gedanken „ein Idyll mit Balletts und allen südlichen Women“ zu komponieren, dessen Heldin Homers Nausikaa hätte sein sollen: „Der Gedanke Nausikaa stammt von Nietzsche.“⁴²

Befanntschaft
mit Bizet's
„Carmen“



iese drei Jahre seit der Amtsniederlegung, 1879 bis 1882 Ostern, bedeuten für Nietzsche, wie schon dieser flüchtig streifende Überblick gezeigt haben mag, eine Schachtöffnung. Aus tieferen Tiefen, als er sie bis jetzt erlebt hatte, stiegen Kräfte auf und trugen

ihn empor in Höhen, so hoch, daß er von Gedanken zu reden anfang, die sechstausend Fuß über dem Meerespiegel und noch viel höher über den menschlichen Dingen zu Hause seien. Waren das neue Kräfte, die ihn zu solchen Aufstiegen und Hochflügen befähigten? Nicht doch, es waren die Kräfte seiner Jugend, die ihn, nachdem sie so manches Jünglingsideal, so manche Morgenröte überwunden hatten, ihn nun doch wieder mit ungeheurem Schwung und mit verzehrender Sehnsucht übermannten. Auf diese Weise kristallisiert sich das biographische Problem: Nietzsche der Schwärmer, Nietzsche der Romantiker! Dieser Gesichtspunkt verlangt eine nicht zu enge Auslegung von Nietzsches Natur, die in der Tat nicht weitläufig und nicht vielschichtig genug gedacht werden kann, wenn der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches“, der sich rühmte mit kaltem Blut ein Ideal um andere aufs Eis gelegt und zum Gefrieren gebracht zu haben, sich nun plötzlich wieder in einen glühenden, taumelnden Schwärmer verwandelt haben sollte. Nietzsche, der Skeptiker, der Zyniker, der Patholog — nun ein Träumer vielleicht, ein Idealist wider Willen, ein rückfälliger Dichter — das zur Not; aber auch wirklich handkehrum mit dürrer und nackten Worten ein Romantiker? Und doch ist es so; die Berührungspunkte sind so zahlreich und schlagend, daß eine enge Verwandtschaft nachgewiesen werden konnte; um Nietzsche als — sage und schreibe — „Romantiker“ ist nicht mehr herumzukommen, seit wir die sorgfältigen und geistreichen Untersuchungen des Basler Universitätsphilosophen Karl Joël besitzen: „Nietzsche und die Romantik“ (Jena 1905). Nietzsche selbst hat seine geistigen Väter Schopenhauer und Wagner ausdrücklich als die größten Fortsetzer der Romantik erkannt — was Wunder, wenn wir bei ihm manch ein Erbstück dieser Ahnfrau vorfinden? Der Geist der Romantik beherrschte seine ganze Entwicklung. Seine Jugend verlebte er in der Heimatgegend des Novalis und vertiefte sich in ihn; Hölderlin ist sein erklärter Lieblingsdichter und dessen Hyperion vielleicht der Vorraum des Übermenschen. Koberstein, der Geschichtsschreiber der Romantik, ist Nietzsches Lehrer in Schulpforta, und sein bester Studienfreund war Rohde, dessen letzte Betätigung als Schriftsteller über Creuzer und die Götterode, in einem Ausfluge ins romantische Land bestand (Crusius 202). Der junge Nietzsche dichtet und komponiert Lieder, „da tönt's von Mondesglanz und Abendgold, von Vogelsang, von Heimatsglück und Lebenswohl“. Lauschen wir aber

Nietzsche und
die Romantik

Nietzsches
romantische
Anfänge

Die Romantiker
als
„Nietzscheaner“

umgekehrt von ihm her zu den Romantikern hinüber, so hören wir, wie Tieck den Menschen für einen „Poffenreißer“ hält, wie Friedrich Schlegel erklärt, es sei „nie Unrecht freiwillig zu sterben, aber oft unanständig länger zu leben“, wie A. W. Schlegel gar mehrmals fragt, ob's denn wirklich kein anderes Mittel gäbe, die Menschen zu bessern, als ihren Geschmack zu verderben. Wie Nietzsche sein Werk als „Saturnalien des Geistes“ aufgefaßt sehen will, so verlangt Tieck: „eine hohe bacchantische Wut entzünde den frechen Geist; das ganze Leben ist ein taumelnder Tanz; schwenkt wild den Reigen herum, und laßt alle Instrumente noch lauter ineinanderklingen. In welcher Trunkenheit jauchzt unser Geist, wenn es ihm vergönnt ist, tausend wechselnde, bunte, schwelbende, tanzende Gestalten zu erblicken, die stets erneut und vergnügt in ihm aufsteigen. Angerührt, angelacht von tausendfältiger Liebe wickelt die Seele sich in Lieder von aller Farbe und jubelt himmelan, daß dies träge alltägliche Leben ihn lange nicht wiederfindet.“ Novalis fragt: „Muß man denn immer bedächtig sein? Wer zu alt zum Schwärmen ist, vermeide doch jugendliche Zusammenkünfte. Jetzt sind literarische Saturnalien. Je bunter das Leben, desto besser.“ Auch formal haben die Romantiker Nietzsche vorgearbeitet. „Ganze Werke zu schreiben,“ sagt Friedrich Schlegel, „ist ungleich bescheidener, weil sie bloß aus anderen Werken zusammengesetzt sein können und weil dem Gedanken da auf den schlimmsten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu lassen und sich demütig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken sind gezwungen, einen Wert für sich haben zu wollen, und müssen Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein.“

Das Problem der
Antike

Aus dieser Verwandtschaft Nietzsches mit der Romantik ergibt sich schon rein in begrifflicher Folgerung ein Gegensatz Nietzsches zum klassischen Ideal und damit auch zu dessen Grundlage, der griechischen Kultur. Karl Joël ist auch dieser Beziehung nachgegangen in seinem Essay „Nietzsche und die Antike“. Der Geist des Unklassischen ist in Nietzsche gleich einer Feuersäule aufgestiegen. Und doch war Nietzsche „klassischer“ Philologe und hat fast zeitlebens vor dem Angesicht der Antike gestanden. Hat er sie verstanden? Daß er zeitlebens hoch von ihr dachte, daß er sich bis zuletzt für ihren getreuesten Sohn und Schüler hielt — wer will das bestreiten? Trotzdem hat sich Nietzsche in seiner Entwicklung zusehends von den Griechen entfernt. Da dies unbewußt geschah

und niemand erstaunter und vielleicht entrüsteter über diese Aussage gewesen wäre als er, so gewinnt diese Tatsache einer zunehmenden Entfremdung zusammen mit dem Gefühl der unvernünftigen Treue und Anhänglichkeit eine nicht zu übersehende Tragweite, so daß Joël geradezu die Formel prägen kann: „Das Problem der Antike wird heute zum Problem Nietzsches, und das Problem Nietzsches zum Problem der Antike.“ Geschieht dies deshalb, weil heute die Aneignung des Griechentums uns nur noch durch romantische Mittel möglich wäre, sobald wir uns um eine Gesamtverwertung des Griechentums bemühen und uns nicht zufrieden geben wollen mit nüchterner Historie und Archäologie? Kaum. Erstens darf man nie vergessen, daß sein erstes großes, ja auf alle Zeit hinaus sein eigentliches Bekenntnis zum Griechentum, „Die Geburt der Tragödie“, gleich eine sehr beträchtliche, grundstürzende Kritik am Griechentum in sich schloß: Alles Unheil kommt von Sokrates! Er hat den antimusischen Geist großgezogen und damit das griechische Wesen abgelenkt, verneint, gemordet! Man sieht, Nietzsche hat sich von Anfang an eine eigene Auffassung von den Griechen vorbehalten. Für ihn sind sie geniale Barbaren, ohne Sitte und Maß, ohne Vernunft und Gestalt. Er hat entdeckt, daß die Griechen Kinder des Dionysos sind, und hat diese Offenbarung über alle andern hinausgeschoben. Er liebte sie über alles als das Volk des „Heros“. Aber er eignete sich diejenige Seite ihrer Seele an, die er vielleicht als erster historisch daran entdeckte, das Unklassische, Maßlose, Übersäumende — mit einem Wort das, was man als hellenische Romantik, als gewissermaßen einen Widerspruch in sich selbst bezeichnen kann. Darüber kam er nicht hinaus. „Nietzsche hat uns hinaus geführt auf die ägäische Flut,“ sagt Joël zum Schluß — „steuerlos: werden wir nun scheitern oder im seligen Delos landen oder gar am attischen Gestade?“

Auch hierin ist Nietzsche, wenn nicht mit dem guten, so doch sicher mit dem unerbittlichen Beispiele vorangegangen; das Halbe, Unentschiedene, das seinem Verhältnis zu den Griechen anhaftete, hat er zuletzt durch sein Radikalrezept beseitigt, indem er zum Gegenideal frischweg das historische Extrem der Griechen, die Römer, erhob. Die Griechen, das spürte er, hatten ihn auf Schleichwege gelockt; sie, die Klassiker, hatten ihn, vor allem durch den dionysischen Rauschbegriff, zur Romantik verführt. So ließ er denn seine „antiromantische“ Selbstbehandlung, auf die er so stolz

Die Römer als
entgriechisches
Gegenideal

war, in Kraft treten und gab den Griechen den Abschied zugunsten der Römer. Die Schlusspartie der „Gözendämmerung“ überschrieb er: „Was ich den Alten verdanke,“ dort heißt es: „Man wird, bis in meinen Zarathustra hinein, eine sehr ernsthafte Ambition nach römischem Stile, nach dem ‚aere perennius‘ im Stil bei mir wiedererkennen. Nicht anders erging es mir bei der ersten Berührung mit Horaz. Bis heute habe ich an keinem Dichter daselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine horazische Ode gab . . . das alles ist römisch und, wenn man mir glauben will, vornehm par excellence . . . Den Griechen verdanke ich durchaus keine verwandten starken Eindrücke; und, um es geradezu herauszusagen, sie können uns nicht sein, was die Römer sind. Man lernt nichts von den Griechen — ihre Art ist zu fremd, sie ist auch zu flüchtig, um imperativisch, um klassisch zu wirken. Wer hätte je an einem Griechen schreiben gelernt! Wer hätte es je ohne die Römer gelernt!“

Das Bedürfnis
nach Mystik

Und doch brachte er es nicht fertig, sich im römischen Sinne der Nüchternheit und Tatsächlichkeit hinzugeben. Es wurde ihm engbrüstig in den Vermauerungen und Verpanzerungen einer rein denkmäßig und folgerichtig abwandelnden Philosophie. Er sah das an seinem Freunde Rée. Kam man damit auf einen grünen Zweig? Begabt genug schien ihm Rée zu sein. Wenn also dieser es nirgendwohin brachte, lag die Schuld nicht in einem individuellen Unvermögen; hier war eine falsche Richtung eingeschlagen. Nietzsche kam sich im höchsten Grade gewarnt vor. Im Wirklichkeitssim konnte man bei lebendigem Leibe ersticken. Da empfand er in seinem Bedürfnis nach Mystik ein Sicherheitsventil, er mußte für Luftzufuhr sorgen. Er war zur kühnsten Maßregel entschlossen, sobald sie ihn aus den Fangarmen des Positivismus befreite, ohne daß er deswegen den Boden unter den Füßen verlor. Der Denkmuth allein schon dieses Entschlusses an sich ist nicht zu verkennen. Das mußte auf eine Antinomie von äußerster Kühnheit hinauslaufen. Das charakteristische Erzeugnis dieser mystischen Anwendung wurde seine Lehre von der ewigen Wiederkunft. Sie ist mit einem äußersten Maß von dialektischem Entgegenkommen geistreich gewürdigt bei G. Simmel (Schopenhauer und Nietzsche, S. 246 bis 253). Uns erwächst hier die Verpflichtung, ihr biographisch nachzugehen, da ihre Wirkung auf Nietzsches Subjektivität nicht leicht überschätzt werden kann. Er griff auf ein altgriechisches Philosophem zurück, das er früher schon einmal, allerdings damals

noch ohne jede Spur einer Zustimmung, in der zweiten unzeitgemäßen Betrachtung herangezogen hatte; es hieß da: „Im Grunde ja könnte das, was einmal möglich war, sich nur dann zum zweiten Male als möglich einstellen, wenn die Pythagoräer recht hätten zu glauben, daß bei gleicher Konstellation der himmlischen Körper auch auf Erden das Gleiche, und zwar bis aufs Einzelne und Kleine sich wiederholen müsse: so daß immer wieder, wenn die Sterne eine gewisse Stellung zueinander haben, ein Stoiker sich mit einem Epikuräer verbinden und Cäsar ermorden und immer wieder bei einem andern Stande Columbus Amerika entdecken wird.“ Nietzsche war damals noch der Ansicht, „daß nie wieder etwas durchaus Gleiches bei dem Würfelspiele der Zukunft und des Zufalls herauskommen könne“. Nimmt man die Gründlichkeit hinzu, mit der Nietzsche um dieselbe Zeit (Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, besonders Aph. 16—19) die frühgriechischen Chaostheorien überdenkt, so darf uns die Wiederaufnahme physikalischer Erwägungen über die unendliche Rotation der Substanz und dergleichen weiter nicht überraschen. Auch hat Nietzsche höchstwahrscheinlich die Stelle bei Heine über die ewige Wiederkunft gelesen gehabt; der Band der Strodtmannschen Ausgabe, der sie enthielt, war zu Ende der sechziger Jahre aktuell gewesen⁴³. Es war also, wenn ihn nach einem soliden Stück Material für eine rechtschaffene Dogmenzimmerung verlangte, in dieser Richtung von früher her der meiste Rohstoff in ihm aufgespeichert. So mußte es denn sein: auf dieses Fundament wollte er sein gesamtes Denkgebäude stellen! Veranlaßt dazu fühlte er sich offenbar durch sein metaphysisches Pflichtgefühl. Seine ästhetischen und moralistischen Neigungen füllten nur einen Teil der Fächer aus, die ein ausgebautes philosophisches System erforderte. Je mehr er willens war, im vollen Umfange Philosoph zu werden, desto näher lag es ihm, mit dem Ausfüllen gerade derjenigen Lücke ernst zu machen, die ihm als die empfindlichste vorkommen mochte. Er bemühte sich also, eines brauchbaren metaphysischen Motivs habhaft zu werden, und wenn es ihm darum zu tun war, um einen Schritt vorwärts zu kommen, der unter allen Umständen getan werden mußte, dann kam es ihm auch auf einen Gewaltstreich nicht an.

Der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches“ konnte einem ihn drängenden metaphysischen Bedürfnis nicht gut anders mehr nachgeben, als durch ehrliche physikalische Studien. Ge-

Ehrliche
physikalische
Studien

legenheit und Anregung dazu hat er in den achtziger Jahren aufgesucht und, wo es sich machen ließ, ausgenützt, wann immer nur sich Anlaß dazu bot, und wäre es nur in den Gesprächen mit Arzt, Pfarrer und Lehrer von Sils-Maria gewesen. Aber auch ein Umgang wie der mit Rée war zur Pflege derartiger Interessen außerordentlich fruchtbringend; wie sehr ernst beide diese Pflege nahmen, geht aus der später gehegten Absicht hervor, vielleicht zusammen in Wien naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Auch Peter Gast's überallhin empfängliche Natur war mit physikalischen Problemen, wie später mit biologischen, viel beschäftigt und verfolgte, so gut es sich machen ließ, sogar die Fachdiskussion. So schreibt er zum Beispiel am 26. August 1883 an Overbeck: „Einen prachtvollen Aufsatz las ich gestern in Poggendorff's Annalen, IX. Heft, von Werner Siemens über die Annahme eines elektrischen Sonnenpotenzials. Die dort entwickelten Ansichten entzücken mich, und wen ich nur treffe, der muß diesen Aufsatz auch lesen. Ich habe Schmeitznern beauftragt, auch an Nietzsche, dem dieses Heft gewiß nicht unter die Augen kommen würde, ein Exemplar davon zu schicken.“ Es ist demnach allerdings wahrscheinlich — „daß der uralte pythagoräische Gedanke der ewigen Wiederkunft Nietzsche zunächst als physikalisches Problem nahe gekommen ist“, zumal er im Frühjahr 1881 mitten im Studium mathematischer Literatur steckte (vgl. Taschenausgabe VI, S. XII f.).

Der Schritt vom
Nein zum Ja

Noch aufklärender für die Seltsamkeit gerade dieses Gedankenfundes ist die biographische Bedeutung, die ihm zweifelsohne zukommt: Nietzsche hatte also in jenem ersten Silber Sommer seinen Tag von Damaskus erlebt; es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; er vollzog den Schritt vom Nein zum Ja; aus dem Saulus wurde Paulus; aus dem Pessimisten der Optimist. Dieses sein stärkstes seelisches Erlebnis, das alle Verzweiflungsanfälle überwand und ihn getröstet und aufrecht erhalten hat bis zum Anbruch seiner geistigen Nacht, war so unaufhaltsam überfließend, daß es überhaupt nur galt ein Gefäß zur Hand zu haben, selbst wenn es auch das erste beste war. Die überwältigende Wirkung der Bejahungseingebung läßt es begreiflich erscheinen, daß Nietzsche sich nach einem ungewöhnlichen, extravaganteren Behälter für diese geistige Empfängnis umsah — eine psychologische Analogie zu dem „Credo quia absurdum est“ der Scholastiker, das er schon 1872 für beinahe unerläßlich zu einem starken Glauben an eine werdende Kultur erklärt hatte (in

der Vorrede zu dem ungeschriebenen Buch: Das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Kultur). Nun erscheint ja allerdings diese Lehre in der Tat reichlich absurd und gerade für den freien Geist, wie Nietzsche ihn fordert, eine unerträgliche Zumutung. Indessen wäre es ein schwereres Unrecht gegen Nietzsches philosophische Absichten, wenn man in diesem seinem Postulat nur einen ohnmächtigen Schlag ins Wasser sähe, nur ein Flasko seiner Unfähigkeit zum Systematiker. Allein nur so mit einem Wort läßt sich der Entwurf nicht abtun. Sieht man näher zu, so läßt sich an der Intention eine geheime Genialität nicht verkennen. Nietzsche mußte sich sagen, er tat jetzt seinen ersten Wurf als Gesetzgeber der neuen Werte; da galt es, eben vor allem ein Scheinmanöver zu vermeiden und sich selbst nicht ein X für ein U vorzumachen; jedes Hintertürchen zu irgend einem Jenseits mußte verriegelt werden. Und dabei noch Metaphysik treiben! Der Ausweg, auf dem Nietzsche dieser Schwierigkeit zu begegnen trachtete, erfüllt mit Achtung vor seiner Unerforschlichkeit als Denker; er ging schnurstracks auf das Problem los und packte es bei den Hörnern (Taschenausgabe VI, S. 19/20): „Woran ging die alexandrinische Kultur zugrunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntnis dieser Welt doch dieser Welt, diesem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin umzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht wenn die Metaphysik eben dieses Leben mit dem schwersten Akzent trifft, — nach meiner Lehre!“ Er will also die strengste Diesseitigkeit seines Weltsinnes aufrecht erhalten und doch die irdischen Werte so sehr mit dem metaphysischen Fluidum durchtränken, daß sie an spezifischem Gewicht keiner transzendentalen Schätzung nachstehen. Er folgert so: es gilt die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise zu pflanzen; drücken wir also das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben; dies Leben — dein ewiges Leben! So geben wir dem innern Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Andersdenkende zu machen: dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. So rechtfertigt sich der Glaube an die ewige Wiederkunft der Dinge als mächtigster Gedanke. Die augenblickliche Entwicklung muß eine Wiederholung sein; die Kraft ist ewig, aber endlich; der Ring unaufhörlich kreisend, aber in sich geschlossen. Dies nur sichert das Übergewicht des wissenschaftlichen über den religiösen, Götter

erdichtenden Geist. So findet Nietzsche den Mut zu dem Unmöglichen; er geht hin und begründet eine physikalische Metaphysik.

Die Theorie von
L. A. Blanqui

Es erhöht die Bedeutung dieser Silber Einsiedlerweisheit, daß Nietzsche in Wirklichkeit damit keineswegs einzig dasteht. Henri Lichtenberger hat (im Anhang zu seinem Buch „Die Philosophie Friedrich Nietzsches“, Dresden 1899, S. 204—209) zwei zeitgenössische Doppelgänger Nietzsches für diese wunderlichste seiner Lehren nachgewiesen. Der eine ist der Kommunist Louis Auguste Blanqui. Während der Untersuchungshaft, die er 1871/72 im Fort du Taureau verbüßte, schrieb er ein wissenschaftlich astrologisches Werk, das schon 1872 erst im Vorabdruck der Revue scientifique und dann im Buchhandel erschien: „L'éternité par les astres“. Der Grundgedanke seiner kosmischen Spekulation ist der: Wohl sind Raum und Zeit unendlich; aber die Kombinationen der einfachen Urkörper in der Natur sind der Zahl nach begrenzt; um seinerseits das Unendliche auszufüllen, muß das stelloplanetarische System sich ewigen Wiederholungen aller erdenklichen Varianten fügen, so daß schließlich sogar jedes Individuum in einer unendlichen Anzahl von Exemplaren existiert. Blanqui schreibt in der Darlegung seiner Hypothese, die er ebenfalls physikalisch aus der Spektralanalyse und dem Laplace'schen Weltssystem entwickeln zu können glaubt, wörtlich: „Von jedem Wesen gibt es ganz gleiche Doppelgänger und Varianten dieser Doppelgänger, die seine Persönlichkeit jederzeit vervielfältigen und darstellen, aber nur Bruchstücke seines Schicksals ausmachen. Alles was man hienieden hätte sein können, ist man irgendwo anders. Außer seinem Dasein, von der Geburt bis zum Tode, das man auf einer Unmenge von Erden lebt, lebt man ein solches in zehntausend verschiedenen Auflagen“ . . . „Was ich in diesem Augenblicke in meinem Gefängnis des Fort du Taureau schreibe, habe ich schon geschrieben und werde ich in Ewigkeit auf einem Tisch, mit einer Feder, in Kleidern, unter ganz gleichen Umständen schreiben“ . . . „Man würde den Strom der Jahrhunderte vergeblich zurückgehen, um einen Augenblick zu finden, wo man nicht gelebt hat. Denn das Weltall hat nie angefangen, folglich der Mensch auch nie“ . . . „Zu dieser Stunde wiederholt sich das Gesamtleben unseres Planeten von der Geburt bis zum Tode Tag für Tag mit all seinen Verbrechen und all seinem Elend auf Myriaden von Brudersternen. Was wir Fortschritt nennen, er-

scheint auf jeder einzelnen Erde, und vergeht mit ihr. Immer und überall auf den irdischen Gefilden dasselbe Drama in denselben Formen, auf derselben engen Bühne eine lärmende Menschheit, von ihrer Größe betört, sich für das Weltall haltend und in ihrem Gefängnis lebend, als wäre es eine Unendlichkeit, um gleichwohl mit dem Erdballe zu vergehen, der mit tiefster Verachtung die Last ihres Stolzes getragen hat. Dieselbe Eintönigkeit, dieselbe Unbeweglichkeit in den fremden Gestirnen. Das Weltall wiederholt sich unendliche Male, und jede Wiederholung bewegt sich stolz auf ihrer Stelle. Die Ewigkeit spielt dieselben Vorstellungen ungestört ins Unendliche fort."

Jrgendwelche Anhaltspunkte, daß Nietzsche dieses fast um ein Jahrzehnt früher erschienene Buch bei seinen Wiederfindungsstudien gekannt habe, liegen bis jetzt nicht vor. Noch unwahrscheinlicher ist eine solche Bekanntschaft für das Buch von Dr. Gustave Le Bon „L'homme et les sociétés“ (Paris 1881), der seinerseits ohne jede Kenntnis der Blanquischen Theorie (Band II, S. 420), folgendes ausführt: „Wenn aber dieselben Elemente einer Welt nach deren Zerstörung dazu dienen, andere Welten wieder herzustellen, so ist leicht einzusehen, daß dieselben Kombinationen, d. h. dieselben von denselben Wesen bewohnten Welten sich oftmals wiederholt haben müssen. Da die möglichen Kombinationen, die eine bestimmte Anzahl von Atomen bilden können, beschränkt sind, während die Zeit es nicht ist, so sind alle möglichen Formen der Entwicklung notwendigerweise seit lange dagewesen, und wir können nur bereits gewesene Kombinationen wiederholen. Kulturen, die der unseren gleich sind, Werke, die den unseren entsprechen, sind unserem Weltall ohne Zweifel schon oft und vielfach vorausgegangen. Wie Sisyphus ewig denselben Felsblock wälzt, wiederholen wir unaufhörlich dieselbe Aufgabe, ohne daß irgend etwas diesem verhängnisvollen „Immerwieder“ ein Ende setzen könnte. Welche unbekannten Himmelsgegenden könnten jenes höchste Nirvâna bergen, jene endliche Ruhe, von der die altindische Religion träumt! Ihr Schatten der Vergangenheit, die ihr im Nebel ferner Weltalter auf ewig zu verschwinden schienet, und die der Zauberstab der Wissenschaft nach Willkür beschwört: hofft keine Ruhe, ihr seid unsterblich!“ Diese merkwürdige Übereinstimmung mit zwei Franzosen, die sich unter sich selbst wieder fremd waren, beweist jedenfalls Nietzsches Witterung für philosophische Tendenzen, die in der Luft lagen und als Wunschaus-

Die Theorie von
G. Le Bon

Druck der modernen Seele anzusehen sind, nachdem diese sich der Wissenschaft verschrieben hat und doch bei ihr nicht ihr völliges Genügen findet. Seine mystische Lehre von der ewigen Wiederkunft ist gewiß weder haltbar noch auch plausibel genug, um heutzutage selbst einem bereitwilligen Glauben zur ernsthaften Unterlage zu dienen; aber als Symptom ist sie äußerst wertvoll und keineswegs gering zu schätzen; beweist sie doch, daß Nietzsche selbst in seinen individuellsten Grübeleien nicht nur einfach mit der Stange im Nebel herumgefahren ist, daß vielmehr gerade seine paradoxeste Hypothese nur als eine wunderbare Formel für einen noch ungefindenen Inhalt zu gelten hat, nach dem nicht etwa Nietzsche allein, sondern unser ganzes in Relativismus und Spezialismus verstricktes Zeitalter eifrig auf der Suche ist.

Die persönliche
Abzenteigung
der Wiederkunft-
lehre bei Nietzsche

Freilich hat Nietzsche dieses an sich repräsentative Philosophem immer persönlicher ausgeprägt. In den Umwertungsfragmenten hatte er der ewigen Wiederkunft die dogmatische Schlucke reserviert (Nph. 1053—1067, Band X der Taschenausgabe, S. 223—230); eine besondere Anwendung hat er dem Gedanken außerdem auf den von ihm sogenannten „europäischen Nihilismus“ gegeben unter dem Titel: „Die Krisis: Nihilismus und Wiederkunftsgedanken“ (Taschenausgabe, Band IX, S. 47—53). Seine Folgerungen lauten (Nph. 55): „... als ob es gar keinen Sinn im Dasein gäbe, als ob alles umsonst sei. Daß dies ‚Umsonst!‘ der Charakter unseres gegenwärtigen Nihilismus ist, bleibt nachzuweisen. Die Dauer mit einem ‚Umsonst!‘, ohne Ziel und Zweck, ist der lähmendste Gedanke, namentlich noch wenn man begreift, daß man gesoppt wird und doch ohne Macht ist, sich nicht foppen zu lassen. Denken wir diesen Gedanken in seiner furchtbarsten Form: das Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend, ohne eine finale ins Nichts: „Die ewige Wiederkehr“. Das ist die extremste Form des Nihilismus: das Nichts (das ‚Sinnlose‘) ewig! Da begreift man, daß hier ein Gegensatz zum Pantheismus angestrebt wird: denn ‚alles vollkommen, göttlich, ewig‘ zwingt ebenfalls zu einem Glauben an die ewige Wiederkunft. Spinoza gewann eine solche bejahende Stellung, insofern jeder Moment eine logische Notwendigkeit hat. Die Lehre der ewigen Wiederkunft würde gelehrte Voraussetzungen haben (wie die Lehre Buddhas solche hatte, zum Beispiel der Begriff der Kausalität usw.).“ Nietzsche sagt sich: die stärksten Menschen werden die sein, die

ihrer Macht sicher sind, und die die reichste Kraft des Menschen mit bewußtem Stolze repräsentieren. Solche Menschen denken aber zuallererst an die ewige Wiederkunft. Man muß sie zu diesem Gedanken zwingen, da kein anderer sie ebenso kräftig aufzurütteln und zu neuem Kraftaufwand anzuapornen vermag. Auf diese äußerste Anspannung des an sich rein metaphysischen Gedankens zu einem Motor des praktischen Handelns verfällt Nietzsche freilich erst in seiner allerletzten Schaffenszeit, da der Fanatiker in ihm alle Mienen springen läßt.

Richtig ist aber, daß die Lehre von Anfang an ihm als das Erkennungszeichen seiner Jüngerschaft gegolten hat, in keinem Vergleich mehr als die Lehre vom Übermenschen. Die wenigen die er sich auf die Fähigkeit ansah, seine Adepten zu werden, prüfte er auf ihre Empfänglichkeit für diese Mysterien. Die erste Initiantin sollte Fräulein Lou Salomé werden; sie erzählt (S. 222): „Unvergeßlich sind mir die Stunden, in denen er ihn mir zuerst, als ein Geheimnis, als etwas, vor dessen Bewahrheitung und Bestätigung ihm unsagbar graue, anvertraut hat: nur mit leiser Stimme und mit allen Zeichen des tiefsten Entsetzens sprach er davon. Und er litt in der Tat so tief am Leben, da die Gewißheit der ewigen Lebenswiederkehr für ihn etwas Grauensvolles haben mußte. Die Quintessenz der Wiederkunftslehre, die strahlende Lebensapothese, welche Nietzsche nachmals aufstellte, bildete einen so tiefen Gegensatz zu seiner eigenen qualvollen Lebensempfindung, daß sie uns anmutet wie eine unheimliche Maske. Verkündiger einer Lehre zu werden, die nur in dem Maße erträglich ist, als die Liebe zum Leben überwiegt, die nur da erhebend zu wirken vermag, wo der Gedanke des Menschen sich bis zur Vergötterung des Lebens aufschwingt, das mußte in Wahrheit einen furchtbaren Widerspruch zu seinem innersten Empfinden bilden, — einen Widerspruch, der ihn endlich zermalmt hat. Alles, was Nietzsche seit der Entstehung seines Wiederkunfts-Gedankens gedacht, gefühlt, gelebt hat, entspringt diesem Zwiespalt in seinem Innern, bewegt sich zwischen dem ‚mit knirschenden Zähnen dem Dämon der Lebensewigkeit fluchen‘ und der Erwartung jenes ‚ungeheuren Augenblicks‘, der zu den Worten die Kraft gibt: ‚du bist ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres!‘ . . . Damals war die Wiederkunfts-Idee für Nietzsche noch keine Überzeugung geworden, sondern erst eine Befürchtung. Er hatte die Absicht, ihre Verkündigung davon abhängig zu machen, ob und

Fräulein Salomé
als erste
Initiantin

wie weit sie sich wissenschaftlich werde begründen lassen. Wir wechselten eine Reihe von Briefen über den Gegenstand, und immer ging aus Nietzsches Äußerungen die irrthümliche Meinung hervor, als sei es möglich, auf Grund physikalischer Studien und der Atomenlehre, eine wissenschaftlich unverrückbare Basis dafür zu gewinnen. Damals war es, wo er beschloß, an der Wiener oder Pariser Universität zehn Jahre ausschließlich Naturwissenschaften zu studieren. Erst nach Jahren absoluten Schweigens wollte er dann, im Fall des gefürchteten Erfolges, als Lehrer der ewigen Wiederkunft unter die Menschen treten."

Peter Gast über
die „mechanische
Repetition der
Weltalter“

Im Sommer 1884 hat Nietzsche sowohl bei Overbeck als bei Peter Gast angeklopft. Peter Gast schreibt an Overbeck aus Annaberg, den 20. Juli 1884, nachdem Nietzsche im April Peter Gast in Venedig und im Juli Overbeck in Basel seine Offenbarung mündlich angedeutet hatte: „Sein Zarathustra gehört zum Stärksten, was ich kenne. Ich hatte mich in der Aufnahme des II. Teils versehen, hatte diesen Teil (wie den ersten) dogmatisch genommen, während es Nietzsche an der Mitteilung einer Stimmung liegt, der Stimmung beim Übergang in ein Neues, wo nichts mehr nach Gewohnheit und Herkommen geschieht und bei dem jeder Nerv in einer andern Richtung, als bisher tätig, die ganze menschliche Maschinerie also in der unbequemsten Aufregung ist. Der Traum (II pag. 79), den ich aufs Christentum bezogen hatte, bezieht sich auf den Gedanken der mechanischen Repetition verschiedener Weltalter, auf die „Lehre von der ewigen Wiederkunft“ wie Nietzsche sie nennt. Mit dieser hat es seine Richtigkeit. Nietzsche glaubt, daß dieser Gedanke vielen innerlich hin und her geworfenen Menschen einst, wenn er erst seine Kraft gewonnen haben wird, das Leben kosten werde. Für mich hat dieser Gedanke weder etwas Schreckliches noch etwas Erfreuliches, — das er erst haben würde, wenn Gedächtnis und Erinnerung dabei ins Spiel kämen. Ja, ich habe eine Freude dabei, die aber rein wissenschaftlich ist.“ Während nun Peter Gast, ohne weiter gläubig zu sein, sich leicht hin anpaßte, hielt Overbeck Nietzsches Sinnesänderung für das, was sie ja auch in der That war, für eine Verstiegtheit. Immer mehr offenbarte sich das Wesen seines Freundes in derjenigen Eigenschaft, durch die sich ja auch den Griechen ihr Gott Dionysos auszeichnete, durch die Fähigkeit, sich zu verwandeln. Für den Denker aber, zu dem Nietzsche sich ja nun ausreifen wollte, war das in Overbecks Augen

ein Bedenken erregendes Anzeichen. Oder dann mußte Nietzsche ihm erst beweisen, daß im Gegenteil von Stetigkeit und Konsequenz seine philosophische Kraft beschlossen liege. Overbeck hat diese Möglichkeit einer neuen Bahnbrechung keineswegs übersehen und sich redlich um ein Verständnis dafür bemüht; er kam aber über das Kopfschütteln nicht hinaus, es gelang ihm nicht seine kritischen Bedenken zu beschwichtigen.

Overbeck über Nietzsches Bekerung zum Mysterium



Nietzsche war lange nicht so einsam, als er sich vorstellte; viel mehr als daß er wirklich ein Einsiedler war, affektierte er das Einsiedlertum oder gefiel er sich darin und wollte ein Einsiedler sein. Weder historisch noch rückwärts betrachtet ist irgendein bei ihm hervortretender Gedanke von Grund aus neu und unerhört, noch ist sein Besitz an Gedanken am Gemeinbesitz der Gegenwart, an diesen Gebilden gemessen, irgendwo ihm eigentümlich. Ja während seines eigenen Lebens haben sich Geistesverwandte ihm sogar merkwürdig früh und merkwürdig spontan beigegeben. Man denke nur an Heinrich von Stein und dessen schon 1878 unter dem Pseudonym Armand Pensier erschienene „Ideale des Materialismus“. Man hat, vergleicht man jetzt dieses Büchlein mit Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches“ und was sich zunächst anschloß, den Eindruck von Zwillingenbrüdern des Jahres 1878. Um die Benennung seines Büchleins durch Stein als „lyrische Philosophie“ hat Nietzsche den Verfasser gewiß beneidet. Denn damit war fast zum voraus der beste Name für seine eigene Philosophie erfunden. Wie sonderbar und im Grunde verzweifelt Nietzsche zur Einsamkeit in der Welt stand, ebensogut wie zum Gegenteil, erkennt man am besten in seiner wilden Zarathustra-Periode, die ihn buchstäblich aus sich selbst hinausdrängt, wie sie ihn andererseits auch auf Gewalttätigkeit in ihn zurückdrängt. (Vgl. jetzt zu dieser Periode besonders das 25. Kapitel des II. Bandes seiner Biographie von seiner Schwester, die Entstehung von „Also sprach Zarathustra“, 2. und 3. Teil.) Hier zwischen 2. und 3. Zarathustra verflucht Nietzsche am Schluß eines August 1883 an seine Schwester gerichteten Briefes die Einsamkeit, um gleich darauf den Verkehr mit Menschen für sich nur noch als Kur, als Erholung, den Wunsch darnach nur als sicherstes Symptom eines Zustandes der

Nietzsches Ein-
samkeit nur
relatio

Depression gelten zu lassen, nachdem er noch im Frühjahr 1882 Peter Gast angerufen hat, um sich von ihm „eine große Zerstreuung erfinden“ zu lassen und sich zum unwiderstehlichen Bedürfnis nach „Abenteuern“ zu bekennen. In dieser selben Periode hat sich Nietzsche selbst die Beschäftigung mit jedem andern Gedanken als dem mit der „Zukunft der Menschheit“ unmöglich gemacht. An diese Zukunft zu denken, ist ein „einziges Labial“, „das Gegenwärtige will ich nicht mehr sehen und hören, es erstickt, quält mich, es macht mich arm und kleinmütig“. Er ist selbst in der Gegenwart nur noch von „Zeitgenossen“ umgeben, die er für „von sich in jedem Sinne überwunden“ hält, so insbesondere seine früheren Leitsterne Schopenhauer und Wagner.

Wandlung anstatt
Entwicklung

Nietzsches Schriften sind alle gleichsam unterwegs geschrieben, in der Gestalt, in der sie zur Aufzeichnung kommen, noch unfertig, vorläufige Stationen, die einmal selbst überholt werden sollen. So am meisten die erste Schrift, die sich zu einer allgemeinen philosophischen Absicht bekennet, „Menschliches, Allzumenschliches“. Daher die charakteristischen Selbstgeständnisse, mit denen ein absichtlicher Rückblick auf sie geworfen wird. In einer freilich eigentümlich verdeckten Weise spricht Nietzsche nachträglich fast nur noch geringschätzig von der alten Schrift. (Vgl. die Zusammenstellung dieser Selbstbekenntnisse bei E. L. Förster = Nietzsche, „Leben Friedrich Nietzsches“, II, 502 f. aus Anlaß der Sommer und Herbst 1885 unternommenen Neubearbeitung des „Menschlichen, Allzumenschlichen“.) Der Nietzsche, der der Schrift die erste Gestalt gab, war noch nicht der spätere, noch nicht der Einsiedler der folgenden Zeit, der nach „Wandergenossen“ gar nicht mehr suchte; damals warf er, um sich Menschen zu suchen, beim Schreiben noch „Angelhaken“ aus. In solchen Betrachtungen wandelt Nietzsche, der sich nicht eigentlich wie ein Körper entwickelt, sondern wie ein Rinnsal, nicht unter Überwindung von Hindernissen neue Glieder seines Denkens wachsend ansetzt, sondern eine flüssige Masse scheinbar mühelos fortwälzt, bis er sich zum Gipfel der ihn zu seinem Abschluß führenden Poesie erhebt, wo er nun erklären zu können meint: Jetzt sei er wo er wolle und habe sich um niemanden und nichts mehr zu kümmern, was nicht von selbst in jener sich fortwälzenden Lava fortrolle. In Ermangelung eines der Menschenwelt zu entnehmenden Begriffs für eine solche vermeintliche „Entwicklung“ wird sie schließlich als „übermenschlich“ und endlos um sich selbst kreisend qualifiziert.

Nietzsche behandelte seinen Wiederkunftsgedanken als ein Mysterium. Insofern die Ordnung der Menschenwelt, die Regelung der menschlichen Kultur, wenn man sie überhaupt mit Nietzsche auf dem von ihm dafür gefundenen Wege statuieren würde, der menschlichen Phantasie und ihrer Schrankenlosigkeit preisgegeben wäre, wäre man damit auf dem besten Wege, unter uns Menschen nicht ewige Wiederkehr, sondern nahezu beständigen Wechsel einzuführen. Alle Erfindungen Nietzsches dagegen sind nur seine Versuche, sich selbst zu täuschen, was nur einem so phantasiereichen Menschen wie er war, zu versuchen in den Sinn kommen mag, sich aber keiner aus menschlichen Individuen zusammengesetzten Menschheit, der einzigen, die es für uns gibt und die wir kennen, als Gesetz auferlegen läßt. Ebenso gut läßt sich unter Menschen die Welt an einen Spinnfaden hängen. Ungesicherter wäre ihr Bestand nicht. Kein Wunder, daß dieses Dogma von Nietzsche bedingungslos der menschlichen Willkür überlassen ist. Nur schade, daß der menschlichen Rhetorik die Grenzen auf jeden Fall noch enger als der Welt gezogen sind. Die Begrenzung der Welt müßte dann als Trostmittel der Menschenrhetorik sich darbieten lassen. Der Nietzsche'sche Optimismus ist nun einmal der eines Desperado. Er pocht auf die Schrankenlosigkeit dieser gegen jene. Noch hat aber bis jetzt unter uns Menschen keinem machtvollen Versuch, einen solchen Konflikt in unsere Brust zu verlegen, der Erfolg, d. h. der historische (zeitweilige) Effekt sich versagt. Doch hat dieser Effekt wohl auch nie mit dem Bewußtsein seiner selbst begonnen, wie er es unter uns mit Nietzsche täte. Möglicherweise, daß Nietzsche bei jedem der Empfehlung seines Wiederkunftsgedankens gewidmeten neuen Versuch, die Kunst, ein Füllhorn mit Blüten auszusüßten, besser als Flora verstanden hat — was hilft das den Zuschauern, wenn sie sehend bleiben und nicht im Zuschauen erblinden.

Soweit Nietzsches Ideal des Übermenschen von sich selbst in der Lehre der „Ewigen Wiederkunft“ in Dunst aufgelöst wird und er sie selbst nicht ernst genommen, sondern wieder weggeworfen hat, kann man sie nur als den schlimmsten Mißgriff seiner Philosophie bezeichnen, den ihm seine persönliche Pflege des Ideals des „Extremen“ zugezogen hat. Nur von dem in ihm allgewaltigen Triebe zum Extremen, seinem Drange zum „Äußersten“ getrieben, ist er auf seine Übermenschenidee gekommen. Sie war ihm nicht ernstlich angewachsen. Nietzsche hat sich selbst das Übermenschen-

Nur Versuche, sich selbst zu täuschen

Das Ideal des „Extremen“

tum unzweifelhaft zugesprochen, nicht nur in poetischer Form (Zarathustra), sondern auch in sehr prosaischer. Wenn er z. B. von sich sagte: „Alles Illegitime ist wider meine Natur.“ In Wahrheit hat Nietzsche nicht mehr Recht auf jenes stolze Selbstbekenntnis gehabt als jeder Mensch. Nur die mühsamste Geschichtskonstruktion hat Nietzsche gestattet, die Menschheit im Ernste in die zwei einander vermeintlich fremden Hälften der Herren und Sklaven zerfallen zu lassen. Diese Spaltung als übergeschichtliches Ideal zu behaupten, läuft auf eines der leersten Phantasmen hinaus, die der sonst von Nietzsche selbst darob so unverföhlisch geschmähte „Idealismus“ je unter uns Menschen erzeugt hat. Niemand mehr als der Demokratenhasser oder der radikale Gegner demokratischer Weltbetrachtung hat sich davor zu hüten, die Schlacht seinem Gegner auf dem Boden des Idealismus anzubieten. Denn auf diesem ist seine Niederlage sicher. So viel wird unserem demokratischen Zeitalter nur vergebens bestritten, so viel muß ihm vielmehr vorgegeben werden, wenn nicht überhaupt Menschengeschichte in Verwirrung und chaotische Zerstörung auslaufen soll. Meiner Ansicht nach hat Nietzsches Person am allerwenigsten vom Gegenteil überzeugen können. Die Neukultivierung der Menschheit, die er unternommen, ist nur unter dem Zeichen der Desperation zu entnehmen: das beweist Nietzsche nicht am wenigsten eindringlich mit dem Einfall, sich mit dem Übermenschen zu identifizieren, und der praktischen Durchführung, die er ihm in seinem Leben gegeben hat. Er ist damit unter anderem genau so weit gekommen, wie die moderne Theologie mit ihrer Apologie des Christentums, nämlich den Beweis für ihre Theorie im strengsten Sinne nur von der Zukunft zu erwarten, da man ihn mit seiner eigenen Gegenwart nicht liefern kann. Die desperateste Absurdität, die sich ausdenken läßt, ob sich auch die Vermählung der Welt damit als undenkbar gar nicht bezeichnen lassen mag! Desperate Ziele sind mit desperaten Mitteln am Ende zu erreichen. Mehr hat Nietzsche mit seinem „Willen zur Macht“ auch nicht bewiesen, wenn überhaupt etwas. — Nietzsches Zarathustra hat ihm die höchsten Wonnen, die er von jedem idealen Menschenverhältnis, das ihn gefangen nahm, für sich verlangte, nämlich das Bewußtsein, sich über ihn erhoben, ja auf den Kopf gestellt zu haben, verschafft. Nicht minder als seinen Wagner hat Nietzsche auch seinen selbst geschaffenen Zarathustra zu Boden geworfen, um sich über ihn zu erheben.“

Bejahung aus
Desperation



nach jenem ersten Silser Sommer im Jahre 1881
fühlte sich also Nietzsche verwandelt in einen Dichter
im Sinne der Vergangenheit, das heißt in einen Seher
und Sänger. Der Troubadour war in ihm vorbe-
reitet, weniger durch die nicht reichlichen und nicht
außerordentlichen Gelegenheitsdichtungen der 70er Jahre, als
durch mehrfache ernsthafte Kompositionsversuche, die Peter Gast
als Fachmusiker gegen die ungerechte Verdammung durch Hans
v. Bülow in Schutz zu nehmen sich genötigt sieht (Briefe III, S.
347 f.). Diese musischen Talente hat Nietzsche nun für eine neue Be-
tätigung umgeschaltet. Sein neues Buch schrieb er im darauffol-
genden Winter in Genua und nannte es mit dem provenzalischen
Namen „Gaya Scienza“, „die fröhliche Wissenschaft“. Jene „Ein-
heit von Sänger, Ritter und Freigeist, mit der sich jene wunderbare
Frühkultur der Provenzalen gegen alle zweideutigen Kulturen ab-
hebt“, steckte ihm im Gemüte. Er lagerte seiner Prosa ein Vorspiel
in deutschen Reimen vor und nannte es nach dem Goetheschen
Singspiel, mit dessen Vertonung Peter Gast in Venedig eben be-
schäftigt war: „Scherz, List und Rache“. Unter diesen unterschied-
lichen Epigrammen findet sich das wundervolle Selbstbekenntnis:

„Gaya Scienza“

Ecce homo:

Ja, ich weiß woher ich stamme!
Ungefättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Nicht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!

Die Erhebung seiner Seele gipfelte in dem Erlebnis eines strah-
lenden Januars; aus Dank dafür überschreibt er das vierte, ge-
dankenvollste Buch dieses neuen Werkes „Sanctus Januarius“. Ganz geschwellt vom Verlangen nach Künstlerschaft will er eine
neue Art von Denker in sich darstellen und gelobt sich deshalb zum
neuen Jahre: „Nun so will auch ich sagen, was ich mir heute von
mir selber wünschte und welcher Gedanke mir dieses Jahr zuerst
über das Herz lief, — welcher Gedanke mir Grund, Bürgschaft
und Süßigkeit alles weiteren Lebens sein soll! Ich will immer
mehr lernen, das Notwendige an den Dingen als das Schöne zu
sehen: — so werde ich einer von denen sein, welche die Dinge
schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich
will keinen Krieg gegen das Häßliche führen. Ich will nicht
anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen

Nur noch ein
Ja-sagender, sein"

sei meine einzige Verneinung! Und, alles in allem und großem:
ich will irgendwann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!"

Alle diese Erwägungen deuten im Lebensaufriß Niehsches auf eine Fuge hin, die seine Schwester in der Biographie bis zur Unkenntlichkeit überkleistert hat. In jener Zeit einer, man sollte meinen, restlosen Hinwendung zum Rausch und Gefühlsüberschwang, in jenen Inkubationsjahren des Zarathustra steht die Freundschaft mit dem weitaus kühnsten und zersetzendsten Denker unter seinen Freunden in voller Blüte, mit Paul Rée. Seit dem Sommer 1876 hatte Niehsche „Dr. Rée zu seinem Umgange gewählt, weil ihm nach der Enttäuschung in Bayreuth dessen nüchterne, etwas enge Anschauungsweise wohlthat“. (Biographie II, S. 415.) Aber erstens fällt der Umgang mit Rée nicht unbeträchtlich früher, als die „Enttäuschung in Bayreuth“ und hält, ohne die geringste Trübung zu erfahren, volle acht bis neun Jahre vor. Gewiß besaß das Interesse Niehsches für Rée seinen inneren Widerhaken immer schon an der vollkommenen Gegensätzlichkeit der beiden Naturen. Niehsches Übergang vom Skeptizismus zum Mystizismus erhält dadurch seinen Reiz, daß er dennoch, aus dem ihm eigenen Deckungsinstinkt heraus, damals ein Zusammensein mit Rée, wenn nicht suchte, so doch sicher nicht ernstlich vermied. Seine eigenen Worte bestätigen diese Auffassung (bei Crusius, S. 117, Anm. 1): „Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze des Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenteil aller Dichterei tyrannisiert habe.“ War Rée mit seinem Vorschlage, Niehsche im Verückungssommer 1881 in Sils-Maria zu besuchen, wie es scheint nicht ohne Zutun der Schwester, abschlägig beschieden worden (Biographie II, S. 382 f.), so fanden sich die zwei, nach Niehsches einsamen Seligkeiten des Sanctus Janarius, in Genua, und haben von da unter anderm auch einen Ausflug nach Monaco unternommen. Dies war das Vorspiel eines großen Vertrauens, das kurz darauf diese Freundschaft auf eine höchst gefährliche Probe stellen sollte.

II. Das Lou-Erlebnis



Niehsche war, wie wohl noch niemals in seinem Leben so stark, empfänglich und fruchtbar geworden. Was jetzt sich mit ihm ereignete, erhielt von vornherein äußerste Tragweite; wer jetzt ihm begegnete und so beschaffen war, daß er bei ihm stille hielt und